

MARIA BARBAL
Wie ein Stein im Geröll

MARIA BARBAL

Wie ein Stein im Geröll

Roman

Aus dem Katalanischen übersetzt
von Heike Nottebaum

Mit einem Nachwort von Pere Joan Tous

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auch deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

10. Auflage

Taschenbisherstausgabe 10/2008

Copyright © für die Originalausgabe: Maria Barbal

Copyright © 2007 für die deutsche Übersetzung:

: TRANSIT Buchverlag, Gneisenaustraße 2, 10961 Berlin



Die Übersetzung dieses Werkes wurde aus Mitteln

des Instituts Ramon Llull, Barcelona, gefördert.

Copyright © dieser Ausgabe 2008 by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich, Teresa Mutzenbach,
unter Verwendung des Umschlags der Originalausgabe des
: TRANSIT Buchverlages, gestaltet von Gudrun Fröba

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

978-3-453-35246-9

www.diana-verlag.de

Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

MEINEN ELTERN

Erster Teil

Man sah gleich, daß wir bei uns daheim viele waren. Und eine schien man entbehren zu können. Ich war die fünfte von sechs Geschwistern, und auf die Welt bin ich gekommen, wie die Mutter sagte, weil Gott es so gewollt hat, und was Er einem gibt, muß man annehmen. Maria, das war die Älteste, kümmerte sich schon mehr um den Haushalt als die Mutter selbst, Josep, der Erstgeborene, würde einmal alles erben, und Joan ging aufs Priesterseminar. Von uns drei anderen, den Kleinen, habe ich oftmals sagen hören, wir würden mehr Arbeit als Freude machen. Rosige Zeiten waren das nicht. Es gab so viele Münder zu stopfen, und wir hatten so wenig, natürlich reichte es da nie. Aus diesem Grund wurde beschlossen, daß ich, die ich einen folgsamen Charakter hatte und schon sehr vernünftig war, von zu Hause fort sollte, um der Tante zu helfen, Mutters Schwester, die bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, eigene Kinder zu bekommen. An Arbeit aber mangelte es ihr nicht. Sie war mit einem sehr viel älteren Mann verheiratet, der Land besaß, minde-

stens ein halbes Dutzend Kühe, dazu Geflügel und Kaninchen und sogar einen Gemüsegarten. Es fehlte ihnen an nichts, aber sie fühlten, daß sie langsam älter wurden, und sie hatten niemanden, der ihnen zur Hand ging und Gesellschaft leistete. So verließ ich mit dreizehn Jahren, ein Bündel unter dem Arm, Maria auf der einen und den Vater auf der anderen Seite, Familie, Elternhaus, Dorf und Berge. Von Ermita bis Pallaress sind es nur ein paar Kilometer, doch zu Fuß brauchte man dafür einen ganzen Tag, und das bedeutete, ich verlor mein Zuhause. Ich kehrte ihm den Rücken zu, und in diesem Augenblick, auf dem Weg hinunter, tat das mehr weh als alles andere, denn die einzige Welt, die ich bis dahin gekannt hatte, einfach alles, blieb hinter mir zurück.

Auf dem stundenlangen, schweigsamen Fußmarsch zum Markt von Monsent, wo Vater und Maria die Einkäufe erledigen und mich Onkel und Tante übergeben sollten, fielen mir bloß die schönen Dinge ein, die ich in meinem Dorf erlebt hatte. Verlassen hatte ich es nur, um das Vieh auf die Gebirgsweiden zu treiben oder um mich heimlich zum Patronatsfest zu schleichen, ins Nachbardorf, das gerade mal aus vier Häusern bestand. So viele Menschen, und die Erde gab so wenig her.

Ich erinnere mich noch gut an die drei Winter, die ich zur Schule gegangen bin. Ich war wohl eines

der wenigen Mädchen, die etwas hatten lernen dürfen, denn daheim gab es ja schon größere Kinder, die zur Arbeit taugten. Was für ein Glück, zu den Kleinen zu gehören! Die Lehrerin brachte uns diese merkwürdig geschwungene Schönschrift bei, wo das Ende eines jeden Buchstabens nach oben zeigte und das r links einen Buckel hatte, so daß ich immer an einen Korkenzieher denken mußte. In der Schule war es schön warm, denn obwohl Fräulein Paquita wußte, daß es bei uns allen zu Hause recht knapp zuging, verlangte sie jede Woche einen ordentlichen Vorrat an Brennholz, um den Klassenraum zu heizen. Das ABC könne man sich schließlich nur einprägen, wenn man es auch ein bißchen warm habe, und wenn unsere Eltern wollten, daß wir etwas lernten, müßten sie »ihren guten Willen schon unter Beweis stellen«, wie sie auf Spanisch sagte. Auf Spanisch habe ich auch das Wenige gelernt, das ich weiß, selbst wenn ich später fast alles wieder vergessen habe. Die ersten Tage konnte ich es gar nicht fassen, daß das Fräulein Lehrerin, von der niemand so genau wußte, woher sie eigentlich kam, sich nicht verständlich machen konnte, wenn sie mit uns sprach. Schließlich haben wir sie aber doch verstanden, und auch sie konnte uns folgen, wenn wir etwas sagten. Ich weiß nur nicht, warum sie so tat, als ob sie sich schämen würde oder ihr das Ganze nicht recht sei. An diese Winter in der Schule erinnere ich mich, als

wäre es erst gestern gewesen. Magdalena und ich setzten uns immer nebeneinander, und wenn wir etwas vorlesen sollten, mußte ich vor Lachen losprusten, und Magdalena hörte auf zu lesen. Dann schob sich Fräulein Paquita ihre Brille auf die Nase und schaute uns an, wie ein Feldwebel so streng, und ich bekam dann diese Bauchschmerzen, weil ich versuchte, mir das Lachen zu verkneifen, und Magdalena las weiter, und ich merkte, wie mir etwas Pipi in den Schlüpfer lief.

Ich bin gerne zur Schule gegangen. Das war etwas Besonderes und gab mir das Gefühl, daß es auch etwas Gutes hatte, ein Kind zu sein. Daheim schien man immer zu stören. Wenn wir in der Scheune spielten, hieß es, wir Kinder würden alles durcheinanderbringen. Stocherten wir mit dem Schürhaken zwischen den Töpfen auf dem Herd herum, wurden wir fürchterlich gescholten, und alle sprachen von irgendeinem Unglück, und wenn wir einen Stein oder ein Stück Holz zum Spielen nahmen, wurden wir geschimpft, wir hätten bloß Unsinn im Kopf. Nur wenn wir beim Melken geholfen haben, beim Kartoffelschälen, beim Brennholzholen, dann waren wir auf der sicheren Seite. Doch mußtest du dafür schon größer sein. Und eine Scheibe gebratenen Speck oder ein Schluck Wein aus dem *porró* hast du dann trotzdem nicht bekommen, denn dafür warst du ja noch zu klein.

Vom Küchenfenster sah das Dach der Sarals aus wie ein großer Glockenturm, und die Dachziegel glänzten wie kleine Spiegel. Es hatte aufgehört zu regnen, und während Mutter ein grobes Leinentuch mit Asche bestreute, um die Lauge vorzubereiten, fielen einige Regentropfen von unserem Dach und zerplatzten auf der Fensterscheibe. Ich schaute zu, wie sich Rinnsale bildeten, und hörte, wie die Mutter mit derselben Geschichte noch einmal von vorne anfing. Die Tante hätte ja so gerne ein Mädchen wie dich gehabt, doch Gott hat ihr keins geben wollen. Und du siehst ihr viel ähnlicher als Maria oder Nuri. Vor allem das rötliche Haar, und du wirst es nicht glauben, aber die Tante war die Hübscheste von uns vier Schwestern, und deshalb hat sie so eine gute Partie gemacht. Auch unsere Augen würden sich ähneln, das sind die Augen deiner Großmutter, möge sie in Frieden ruhen, und die hat sie auch Tante Encarnació vererbt.

Aber das war es nicht allein, sie brauchten einfach jemanden. Mutters Hände schichteten das Brenn-

holz, um das Feuer anzuzünden. Und da sei es doch am besten, jemand aus der Familie habe einen Nutzen von all den Gottesgaben ...

Ich brachte kein Wort heraus und hätte doch so gerne etwas gesagt, aber als die Mutter mit einem Mal schwieg, spürte ich einen Knoten im Hals wie eine Schlinge, an deren beiden Enden gleichzeitig gezogen wird. Es fing an, weh zu tun, und dieser Schmerz ließ erst nach, als ich tief aufschluchzte. Da löste sich der Knoten wieder, und ein Sturzbach von Tränen brach aus mir hervor, und ich war so zornig, denn zu weinen war das letzte, was ich in diesem Augenblick wollte.

Zu sagen gab es nicht viel. Ich wußte, wenn Mutter an einem Morgen ganz ruhig ihrer Hausarbeit nachging und sich die Zeit nahm, mit mir zu reden, so ganz ohne Eile, ohne mich immer wieder zu unterbrechen mit »mach dies«, »hast du das schon erlebt?« oder damit, daß wir noch irgend etwas holen müßten, dann war das ein ganz besonders feierlicher Augenblick. Und solche feierlichen Augenblicke gab es bei uns nicht viele. Mutter zog ihr Taschentuch hervor und verlor sich in Erklärungen, die ebenfalls in Tränen endeten. Und so ballte sich das weiße Stück Baumwollstoff, erst durch meine und dann durch ihre Tränen, zu einem kleinen Klumpen, der nach und nach eine blaugraue Farbe annahm. Dann war es auf einmal still. Ich senkte die Augen, und in der

Wärme, die sich langsam vom Feuer auszubreiten begann, wurde mir der Kopf ganz schwer, und es überkam mich eine große Müdigkeit.

Als ich Mutter dann wieder reden hörte, tat sie das wohl schon eine ganze Weile, und ich merkte, wenn ich ihr weiter zuhörte, würde sich meine Kehle noch einmal zuschnüren. Und bevor das geschehen konnte, sagte ich kaum hörbar, daß ich ja bei Tante Encarnació leben wollte und wann sie mich denn holen kämen. Am Montag gehen sie zum Markt, und Vater und Maria werden dich dorthin begleiten.

Meine Mutter war eine Frau, die nur zwei Dinge kannte: arbeiten und sparen. Maria erzählte, daß sie bei der Geburt von Pere, unserem jüngsten Bruder, beinahe gestorben wäre. Das war ein Montag, doch schon am Freitag, wo noch nicht einmal eine Woche vergangen war, konnte keiner sie mehr dazu bringen, im Bett zu bleiben. Mit meinen dreizehn Jahren erinnerte ich mich nicht daran, jemals gesehen zu haben, daß sie auch nur einen Augenblick lang die Hände in den Schoß gelegt hätte, außer am Sonntag, in der Messe, wo sie auf der Bank vor mir saß.

Wenn wir morgens aufstanden, war sie schon eine ganze Weile bei der Hausarbeit oder mit dem Vater und Josep aufs Feld gegangen. Und wenn wir abends zum Schlafen hinaufgingen, nutzte sie noch die Zeit, um das Frühstück für den nächsten Morgen vorzubereiten oder um aufzuräumen. Und manchmal, weil sie daran gewöhnt war, als letzte von uns ins Bett zu gehen, betete sie noch den Rosenkranz. Doch so fromm sie auch war, ich bin mir sicher, daß sie noch nicht einmal bis zum fünften Ave Maria kam, denn

bestimmt hatte sie bis dahin längst der Schlaf überwältigt, wie einen kleinen Vogel, der reglos in der Falle sitzt.

Natürlich liebte sie uns alle, aber das zeigte sie so gut wie nie. Für solche Sachen hatte sie keine Zeit, sagte sie, da gab es doch viel Wichtigeres zu tun. Mußestunden kannte sie nicht, denn sie war davon überzeugt, daß ihr so etwas nicht zustand, und als sie ihr im Alter schließlich doch zukamen, zerrannen sie ihr Tag für Tag zwischen den Händen. Ich glaube, sie wollte lieber sterben, als sich zu Lebzeiten auszuruhen.

Und Arbeit gab es ja auch genug: das Vieh, das Land und mindestens sieben bis acht Leute um den Tisch. Alle halfen wir mit, aber Mutter legte sich am meisten ins Zeug, damit wir vorankamen. Die Frau ist die Seele des Hauses, sagte sie.

Vater war umgänglicher, manchmal gab er allerdings ziemlich grobe Sachen von sich, solche, die einem etwas weh taten, wenn man später noch mal in Ruhe darüber nachdachte. Doch dann war er oft auch sehr lieb, setzte uns auf seine Knie und erzählte uns eine Geschichte, besonders im Winter, wenn wir alle am Feuer saßen, nach dem Abendessen, das aus Kohl und Kartoffeln bestand und manchmal auch aus einer Scheibe gebratenen Speck. Ich erinnere mich noch, wie wir über die Geschichte von dem Alten aus Montenar lachen mußten, der eines

Nachts aus einem Haus eine Unterhose mitgenommen hatte. Die lag in der Nähe des Kaminfeuers zum Trocknen über einer Bank, und auf die setzte sich der Mann, weil er sich aufwärmen wollte, und als er dann wieder aufstand, blieb die Unterhose an seinen Kleidern hängen. Erst auf halbem Weg nach Hause, inmitten dieser eiskalten Nacht, entdeckte er plötzlich, wie sie unter seiner Jacke hervorlugte und um sein Hinterteil schlotterte. Ganz erschrocken blieb er da stehen, denn er wußte nicht, was schlimmer war, für einen Dieb gehalten zu werden oder in der eisigen Kälte wie ein Vogel zu ersticken, wenn er den ganzen Weg noch einmal zurückgehen müßte.

Doch auf dem Land sind es gewöhnlich nicht die Männer, die am schlechtesten dran sind, und während Vater uns mit seinen Geschichten verzauberte, stopfte Mutter im Schein des Feuers noch ein paar Strümpfe, die immer wieder an derselben Stelle durchlöchert waren.

Die Tante war stolz und selbstsicher, dabei ebenso sparsam und fleißig wie die Mutter. Sie hatte aber ein recht aufbrausendes Wesen und war es gewohnt, alles zu bestimmen, konnte sie doch in ihrem eigenen Haus auch ganz nach Belieben schalten und walten.

Wie ich mich so hinter dem Maultier herstolpern sah, fast im Laufschritt, denn das Tier witterte jemand Fremdes und wollte immer wieder Reißaus nehmen, da hätte ich am liebsten kehrtgemacht, die Beine unter den Arm genommen und ab nach Hause ... Meine Augen füllten sich mit Tränen, aber mehr ließ ich nicht zu, denn als ich merkte, daß ich gleich weinen würde, atmete ich tief durch und schluckte die Tränen runter. Die aufrechte Gestalt des Onkels dort oben auf dem Maultier schüchterte mich ein. Nicht einen Seufzer sollte er von mir hören. Immer wieder sagte ich mir, daß sie mir ja einen Gefallen taten, und ich half meinen Leuten daheim. Jeden Tag ein Stück Brot weniger und ... Der Onkel hatte mir mein Bündel abgenommen und es vor sich auf den Hals des Tieres gelegt. Irgend etwas schien ihn zu beschäftigen, und bislang hatte er kaum ein Wort mit mir gesprochen. Ich traute mich deshalb nicht, ihm zu sagen, daß ich mir in meinen Leinenschuhen die Füße wundgelaufen hatte. Die Schuhe waren neu, und eigentlich gehörten sie